

Panisch-depressiv

Wie man Eliteunis herbeizaubern will und unter welchen Bedingungen Hochschulen zu Klimaräumen für Neues werden könnten

von Reinhard Kahl

Nach dem Jahr der Einsparungen und Zuzahlungen soll das nun schon in die Wochen gekommene neue Jahr eines der Innovation und der weltmeisterlichen Spitzenleistung werden. Potz Blitz! Aber was ist das eigentlich, Innovation? Es ist ein fast autistisches Wort, ja ein Fetisch. Er soll funkeln. Ein Zauberstab in der Hand des Kapitäns auf dem Dampfer Germania, der orientierungslos vor sich hin schrödert. Und da tönt es nun eben mal von der Brücke: „Brain up! Deutschland sucht seine Spitzenuniversitäten.“ Man glaubt es nicht, in dieser PR-Sprache kommt die Bundesregierung jetzt tatsächlich den Hochschulen. Hört sich nach Appell an und so ist es auch gemeint. Eine Mischung aus Kasernenhof und Casting, aus Planwirtschaft und New Economy. Die Kampagne hat wie die ganze derzeitige Berliner Politikperformance etwas Manisch-depressives.

Deutsche Hochschulen überbieten unsere Schulen ja bei weitem auf der Verwahrlosungsskala. Studenten fühlen sich wie Findelkinder auf dem Bahnhof. Auch viele Professoren betreten die Uni nur zur eigenen Veranstaltung. Die Gesellschaft geizt mit Anerkennung und die Politik mit Geld. Nun gesteht man die Misere ein, bekennt sich sogleich zur Elite, ohne zu klären, was damit gemeint sein soll, und flugs folgt diese an Realsatire erinnernde Kampagne. „Brain up!“ Abrakadabra, so gibt es sie plötzlich per Definition, die eben noch zu Recht vermissten Spitzenunis. Man muss sie nur noch aussuchen, exakt: die Unis müssen Anträge stellen. Das erinnert eher an einen Staatsratbeschluss der verblichenen DDR, die auch mit Fünfjahresplänen zum Erreichen des

Weltniveaus nicht geizte. Sollte man diese neueste Münchhausiade nicht besser panisch-depressiv nennen?

Und schon beginnt das Schaulaufen. Statt sich zu erneuern, schminken. Der Hamburger Uni Präsident schlägt vor, sein Haus solle mit der angesehenen TU HH Harburg und vielleicht mit der Kunsthochschule fusionieren, um sich so für die ausgeschriebene Eliteliste zu empfehlen. Genau das Gegenteil wäre richtig. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit dem Physiker Hans Günther Danielmeyer, als er Mitte der 80er Jahre Gründungspräsident jener TU wurde. Seine Grundidee war einfach. Die neue Uni sollte übersichtlich sein. Wenn der Bedarf an Studienplätzen steige, dann lieber eine zweite daneben setzen. Wenigstens 15 Prozent ihrer Zeit sollte den Wissenschaftlern und Studierenden für Informelles bleiben. Es müsste sich einfach ergeben, dass ein Maschinenbauer einen Biochemiker trifft, und dass sich dann vielleicht die Ideen und Probleme des einen mit den Nöten und Überschüssen des anderen zu etwas nicht Planbarem kreuzen. Die Hochschule also ein Treibhaus für geistige Mutationen und ein Kloster für deren Prüfung. Danielmeyers Lektion nach Aufenthalt in den USA war, dass gute Hochschulen nicht riesig sein dürfen. Mehr noch als mit Geld seien sie mit Raum und Zeit auszustatten. Damit sind nicht nur Räume gemeint, die sich in Quadratmetern messen lassen. Man hat sie sich eher als geschützte Nischen vorzustellen. Sie gewähren Zeit für Entwicklungen bis sie irgendwann, nicht zu früh, vom unerbittlichen Licht der Öffentlichkeit erreicht werden. Vorher gibt es allerdings den überwiegend freundlichen Blick von Nachbarn. In solchen Klimaräumen muss so verschwenderisch mit Möglichkeiten gespielt werden können, wie es die Natur in der Evolution vorgemacht hat.

In der Forschung und auf dem gesamten Feld der Bildung schaffen sich Gesellschaften ihre Modernität. Mit der Wissenschaft haben sie ein Instrument hervor gebracht, Neues herzustellen. Vormoderne

Gesellschaften konnte sich damit begnügen von einer Generation zur nächsten das Bewährte zu sichern. Nicht zufällig hat sich die Wissenschaft in der Universität, dem Ort mit dem privilegiertesten Kontakt zwischen den Generationen, herausgebildet. Die Humboldtsche Einheit von Forschung und Lehre ist keine Formel für ein Professorenprivileg, sondern für die Einbeziehung der nächsten Generation. Dieses Prinzip haben amerikanische Universitäten vor mehr als hundert Jahren von den Deutschen kopiert und seitdem kultiviert, während es hier zu Lande sukzessive aufgegeben wird.

Heute steht diese gesellschaftliche Sphäre, in der das Neue zur Welt und die neue Generation in die Welt hinein gezogen wird, vor einem enormen Umbau. In Ländern, die auf dem Weg zur Wissensgesellschaft die Führung übernommen haben, studiert um die 70% eines Jahrgangs. Wichtiger noch als die Beteiligung und Anerkennung möglichst vieler Junger wird die Kultivierung der Bildungs- und Forschungseinrichtungen selbst. Wie bekommt dort das Neue eine Chance?

Hans-Jörg Rheinberger, Direktor am Max-Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin, fand heraus, dass nach den entscheidenden Entdeckungen gewöhnlich nicht gesucht worden ist. Man stieß auf sie, als etwas anderes ergründet werden sollte. [Aber auch absichtloses Forschen ist kein Königsweg. Der Blick muss Ziele fokussieren und zugleich muss die Aufmerksamkeit anderes als das Gesuchte wahr nehmen können]. In seiner Studie über die Entdeckung der Proteinsynthese zeigt er, wie in einem Labor in Boston nicht zuletzt Abweichungen, die an künstlerische Verfahren erinnern, zum Erfolg beigetragen haben. Das Neue kommt als Unvorhergesehenes zur Welt. Es lässt sich weder im Rahmen eines theoretischen Systems, noch als experimentelle Notwendigkeit prognostizieren. Damit es eine Chance bekommt, braucht es neben guter Atmosphäre und Neugier noch etwas Drittes: Die Mutter aller Innovation ist das Missverständnis. Dialoge

zwischen den Generationen sind das fruchtbarste Biotop für Missverständnisse: „Wir gehen nie weiter,“ schreibt Rheinberger, „als wenn wir uns missverstehen. Das Differential des Missens ist dasjenige, was bewirkt, dass es sozusagen haarscharf daneben gehen kann. In diesem haarscharfen Spalt tut sich ab und zu etwas Neues auf.“ Der Biologe und Nobelpreisträger Françoise Jacob nannte Labore, denen das gelingt, „Maschinen zur Herstellung von Zukunft“.

Aber was ist Zukunft? Aufschlussreich ist die japanische Tradition, die dafür gar kein Wort hatte. Zukunft war vielmehr eine Lücke, die man in der Gegenwart lässt. Darin nistet sich Zukunft ein. Eine, die man plant, oder schon zu kennen meint, ist keine. Unter der falschen, aber laut knatternden Flagge Zukunft wird sie vernichtet. Man möchte den Fetischisten von Innovation und Zukunft einen Satz von Schopenhauer hinterher rufen: „Alle arbeiten sie für die Zukunft, dieser opfern sie ihr Daseyn; und die Zukunft macht Bankrott.“